

## Der Auszug aus der Kultur – Probleme der Emigration

Wilfrid Ennenbach und Ruth-Maria Harrison

Entsprechend der Thematik des dritten Kongreßtages wurde der Kulturbegriff eingeschränkt auf Alltagskultur bzw. Alltagskultivierung: dieses Kunstwerk oder Kunststück (s. Vortrag von F. Heubach, in diesem Band S. 339ff), das es uns ermöglicht, mit den unendlichen Wiederholungen unserer täglichen Verrichtungen fertig zu werden. Wir gewöhnen uns an bestimmte Formen, sie tragen und liefern Sinn, der abhanden zu gehen droht, wenn die üblichen ›Kulturangebote‹ hierfür fehlen, z.B. an langen Wochenenden; all das, was uns sonst in Schwung bringt, zu Widerstand und Siegen führt, fehlt – für viele ein Loch, das schon vorher Panik erzeugt. Darum der hektische Aufbruch so vieler zu Ferienbeginn. Bloß kein Urlaub zu Hause, die Autobahn mit ihren Kultivierungsformen rettet uns, ohne daß wir nachzudenken brauchen hinüber in die ›Seebad- oder Campingkultur‹.

Wir brauchen also das, was Kultur für diesen oder jenen Lebensbereich bereitstellt. Wir haben uns das für uns Passende herausgesucht, unser Leben instrumentiert – kultiviert. Gerät man nun über Auswanderung in ein Land, in dem die vertrauten Angebote fehlen oder – falls vorhanden – eine andere Bedeutung haben und andere Kontexte beleben, dann hat man zunächst nichts mehr, um sich seelisch wie gewohnt am Leben zu erhalten. Man kramt vielleicht in Mitgebrachtem und kultiviert Kleinstformen, oder man sammelt,

was irgendwie passen könnte – jedenfalls ist man aus dem Rhythmus heraus.

Der Workshop ging der Frage nach, wie eine solche Störung bewältigt wird. An einem literarischen Beispiel wurde der Wechsel einer Alltagskultivierung zunächst exemplarisch aufgezeigt. Es handelt sich um Sartres Biographie des Gustave Flaubert, der er den Titel »Der Idiot der Familie« gab (Sartre 1977).

Die folgende Passage (a.a.O., 68) trifft den Kern der Workshop-Thematik:

»Das Leben von Achille-Cléophas erklärt sich tatsächlich aus seinem Klassenwechsel. Ein royalistischer Tierarzt (der Vater Achilles, Anm. W.E.), der zu dreiviertel Bauer ist und den König für seinen Herrn und die Quelle jeder patria potestas hält, zieht mit harter Hand einen frühreifen Jungen auf, der eine neue Etappe erreicht. Dieser ehrgeizige junge Mann, dessen Kindheit im ländlichen Brauchtum verwurzelt ist, behandelt schließlich Menschen, während seine Brüder nur Tiere heilen, geht von den Feldern zur Großstadt über und wird unter dem Empire ein intellektueller Kleinbürger. ... Aus einer ländlichen Familie stammend, von der er durch seine neuen Funktionen und Ehren getrennt ist, gründet dieser Mann nach seinem sozialen Aufstieg eine neue Familie, die er wieder nach einem ländlichen Modell bildet. ... An der kleinen Gruppe der Flauberts nagt jedoch ein Widerspruch. Die ländlichen Familien fußen ... auf der Wiederholung, Wiederkehr der Jahreszeiten, der Arbeiten und der Zeremonien; jede Generation löst die vorhergehende ab und beginnt deren Leben wieder von vorn. Es kommt selten zu einem Klassenwechsel. Weder der einfache Bauer noch der Junker versuchen im allgemeinen, ihren sozialen Status zu verändern: Daran ändert auch das Reichwerden nichts, das im allgemeinen langsam vonstatten geht und sich in bescheidenen Grenzen hält. Man kann also sagen, daß diese Gemeinschaften keine Geschichte haben. So lebten die Brüder des Chirurgen: Sie waren Tierärzte und Söhne von Tierärzten. Ein Zwischenfall – die Intelligenz – hat Achille-Cléophas in die Geschichte geworfen: Er beginnt ein neues Abenteuer, anstatt das der Vorfahren zu wiederholen. Diese plötzliche Mutation überliefert ihn den aufsteigenden Kräften der Gesellschaft. Die Wissenschaft wiederholt sich nicht. Auch nicht die Bourgeoisie, jene Klasse, die von einer ständig schneller werdenden Bewegung zur Macht gebracht werden wird.

Als Wissenschaftler und Bürger wird sich Achille-Cléophas einer unumkehrbaren Entwicklung bewußt: Seine Familie wird wieder auf die unterste Stufe zurückfallen, sofern er sich nicht durch einen schnellen Kampf an die Spitze der französischen Gesellschaft schwingt. ... Achille-Cléophas hatte Pläne mit seiner Familie. Wenn Väter Pläne haben, haben die Kinder Geschicke.«

Achille spürt das Fremde und Gefährdende einer anderen Alltagskultur. Und er macht Pläne, um darin nicht unterzugehen: Die Familie als Selbstbehandlung. So zeugt er einen Sohn, der brilliert, sein Nachfolger am Zentralen Krankenhaus in Rouen wird und eine zweiten, 8 Jahre jüngeren, welcher ›der Idiot der Familie‹ ist, spät laufen, sprechen und schreiben lernt – er aber wird der große Schriftsteller. Im Kulturwechsel und seiner spezifischen Form der Bewältigung durch Achilles liegt bei Sartre das Skript für das Schicksal der Familie Flaubert.

An einem Fall der Gegenwart wird der gleiche Sachverhalt verfolgt. Der deutsche Luftfahrtingenieur T. wandert 1953 mit Frau und 2 Kindern nach Amerika aus, ins ›Gelobte Land‹, das ihm die Form seiner professionellen Alltagskultivierung wieder bringen soll, die er mit dem Kriegsende in Deutschland für immer verloren glaubt. Und er schreibt Briefe aus der Neuen Welt, über 40 Jahre lang, zunächst mehrmals jährlich, dann nur noch zum Jahresende, an eine große Lesergemeinde – erst 60, heute immerhin noch 30 Empfänger – und diese Briefe, im Durchschnitt 10 Schreibmaschinenseiten stark, sind wegen Umfang und Kontinuität offenbar mehr als nur Familien-, Land- und Leuteberichte.

Sind sie Teil der Form seiner Bewältigung des Auszugs aus der Kultur? Und wenn ja, lassen sich dann in ihrer Abfolge, in den Wiederholungen Veränderungen ermitteln, Wandlungen von Stil und Thematik, die anderen Selbstbehandlungsprozessen entsprechen, z.B. den durch einen Therapeuten geführten in der Intensivberatung? Und: Entsprechen diese Wandlungen den Versionen morphologischer Wirkungseinheiten? Die Analyse bestätigt das. Bereits am Tag der Ankunft in New York, dem 13.03.1953 schreibt T. seinen ersten Bericht. In ihm erzählt er sich und den Zurückgebliebenen ›seine Version‹ von sich, das, was er eigentlich ist, und nach dem Durcheinander der Nachkriegszeit auch wieder werden will, bereits wurde: ein Besonderer. Das war er als Testpilot, Diplomingenieur und Flugbaumeister – ein seltener Titel, den man

erst nach einer dem Ingenieurstudium folgenden Breitenausbildung erhielt, die alle klassischen Ingenieursparten einbezog – das war er auch in der Nachkriegszeit, wenn auch mit deutlichen Abstrichen. Er konnte alles, was technisch zu basteln, zu drehen und zu reparieren war, und so einer war gefragt in der Nachbarschaft, in einer Zeit, in der man aus Schrott etwas Brauchbares zu machen suchte, da es nichts zu kaufen gab. Aber das war's natürlich nicht auf Dauer. Hier aber, im ersten Bericht über die Abreise von Deutschland und die Überfahrt auf einem Dampfer, da ist er wieder der Besondere, und zwar in hoher Form. Die folgenden Auszüge mögen das verdeutlichen.

»Die Bahnfahrt durch Deutschland war herrlich. Bei wundervollem Wetter wurden wir an allen Bahnhöfen feierlich hinausgesungen. ... Wir kamen uns wirklich mal als etwas Besonderes vor. ... Da ich (auf dem Schiff) überall bin, alle Informationen habe, die Amerikaner sich an mich wenden. ... Beim ersten Tanzabend ... haben wir dann gleich einen aufs Parkett gelegt, um die Richtung anzugeben ..., das hat dann alle umgeworfen. ... Von da ab wurden wir jeden Tag mit fröhlicher Ausgelassenheit begrüßt. ... Auf dem Sonnendeck holen sich die Frauen einen Sonnenbrand, die Kinder gehen zweimal am Tag ins Kino und ich bin beim Chief-Engineer, beim Funker, beim Schiffskaplan und werde von der Schiffszeitung interviewt, die von Passagieren mit besonderer Note Berichte bringen. ... Mit einer vorbildlichen Organisation werden wir vom Schiff abgeholt und zum Hotel gebracht. Ich habe 670 \$ in der Tasche und wir gehen auf dem Broadway alle vier spazieren, um das erste Geld auszugeben...«

Ließ sich das durchhalten im verheißungsvollen Amerika? Es ließ sich nicht; schon gar nicht am Anfang, später dann in Kompromissen, Ersatzformen und eben in den Rundbriefen, die den Daheimgebliebenen von »dem Besonderen« erzählen. Doch die Briefe, im Zusammenhang gelesen (43 Briefe, 436 Seiten) und morphologisch analysiert, offenbaren ihre eigentliche Funktion: Wunschbild und Realität driften in den ersten Jahren immer weiter auseinander.

Hier versucht der Autor, sein Bild von sich, das den Auszug aus der Kultur vorantrieb, zu erhalten, lebendig und realistisch, eben in der schriftlichen Form: Da steht es schwarz auf weiß, genau dokumentiert und zig Leuten zur Lektüre geboten, dann muß es auch so sein.

Was ergibt die morphologische Analyse? Denn »... wir verstehen eine Sache nur, ... indem wir sie in Verwandlungen wiederfinden« (Salber 1988, 43).

Zunächst wurde versucht, die Gestalt bzw. das Bild jedes einzelnen Briefes herauszuarbeiten, den Doppelheiten, Übergängen, Wiederholungen, Drehungen und Verkehrungen zu folgen, um zu erkennen, welche Bilder feststehen, welche sich zu verkehren drohen, was darauf Einfluß nimmt und wie sich das dann von Brief zu Brief entwickelt. So läßt sich ein Zusammenhang herstellen zwischen den einzelnen Briefen und dem ganzen Werk, der deutlich macht, welchen Entwicklungsgang dieses Werk nimmt und was dies über das Thema Selbstbehandlung auszusagen vermag. Die vorläufige Hypothese lautet: Die spezifische Form und die lange Zeitdauer der Herstellung und Versendung der Rundbriefe durch T. lassen vermuten, daß diese Korrespondenz für den Autor eine Form von Alltagskultivierung, von Selbstbehandlung darstellt. Diese Form führt nach dem Ansatz von Salber – die vier Versionen der Gestaltbildung – bei dem Briefautor zu einem ›Sich Einrichten‹ in der dritten Version.

Im folgenden werden exemplarische Passagen der Rundbriefe als Belege für die Versionsentwicklung zitiert bzw. in knapper Form skizziert und der jeweiligen Version entsprechend kommentiert.<sup>1</sup>

### **Erste Version<sup>2</sup>**

T.'s glanzvoller Aufbruch und sein erstes Zusammentreffen mit Neuem: Die vertrauten Gestalten seines Alltags – T. als der Besondere, seine Neugier und sein Interesse, sein Humor und seine tüchtige Familie – kommen gut an und erhalten durch den Aufbruch eine zugespitzte Belebung. Beispiele hierzu wurden bereits oben geliefert.

### **Zweite Version<sup>3</sup>**

Der Alltag im neuen Kulturkreis hat jedoch ein Doppel-Gesicht: Hier ist T. nicht der ›Besondere‹; gewohnte Verhaltens- und Arbeitsweisen kommen nicht an, werden teilweise entwertet, sein Können ist nicht gefragt, er wird eigentlich nicht gebraucht. Gegensätze zwischen ›Nicht-Feststehendem‹ und Vertrautem treten hervor, alles ist im Übergang zwischen ›nicht mehr‹ und ›noch nicht‹.

Folgende Briefthemen und stilistische Techniken verweisen auf diese Version. Sie umfassen die Zeit von 1953 bis 1958.

– »Nicht-Feststehendes« und Fremdes:

»Etwas länger als 14 Tage sind wir jetzt am Bestimmungsort und können wenigstens erzählen, was wir am Tage tun. Ein Urteil oder auch nur einen Vergleich zu geben, ist aber immer noch unmöglich. Wir stolpern jeden Tag wieder über neue Dinge, und wenn wir einmal eine Regel gefunden zu haben glauben, so wird sie morgen bestimmt wieder über den Haufen geworfen.« (9, 29.03.53; alle Seitenangaben betreffen die gebundene Form der Rundbriefe, herausgegeben von W. Ennenbach, München 1990; das anschließende Datum betrifft das des Rundbriefes.)

»Aber das Wetter, das ist keineswegs eine feststehende Größe. Eigentlich ist immer blauer Himmel und herrliche Sonne, aber irgendwann regnet es plötzlich auch mal derart in Strömen, daß alles wegschwimmt – es ist aber ebenso schnell wieder klar« (10, 29.03.53).

– Über die Arbeitsweise:

»Ich werde nicht draus schlau. ... Ob ich auf die Dauer der Arbeit wirklich gewachsen bin, kann ich noch nicht sagen« (20, 01.05.53).

»Von meiner Arbeit im Dienst bin ich nicht allzu sehr befriedigt. Die hat doch sehr wenig mit meiner früheren Tätigkeit rund um den Flugbetrieb zu tun ... Ich versuche immer noch zu ergründen, warum sie gerade mich dazu nach Amerika geholt haben ...« (47, 16.08.53).

– Vertrautes – z.B. Kultivierung des Besonderen:

»Mit meiner Rechenschieber-Trigonometrie habe ich erst einmal Eindruck geschunden. ... (Einer ist) auf den Gedanken gekommen, daß ich gute anschauliche Zeichnungen malen kann. Ich mußte dann eine ganz eilige bebilderte Broschüre herausgeben ...« (19f, 01.05.53).

»(Wir haben) uns unter den elf Familien, die ... hier angekommen sind, am besten an die Verhältnisse angepaßt ...« (63, 04.11.53).

»... Bärbel liegt wieder ganz vorn (in der Schule) und schreibt auch im Englischen bessere Arbeiten als die Eingeborenen« (61, 04.11.53).

»Wir haben die Gelegenheit des Schulwechsels dazu benutzt, beide Kinder eine Klasse überspringen zu lassen« (76, 06.02.54).

– Durchformung des Undurchschaubaren:

Ausmessen, Verrechnen, Sortieren, Sammeln, Bewerten: Es finden sich Stundenpläne, genaue Aufstellungen der einzelnen Schulfächer der Kinder, Preislisten, exakte Zeitangaben des Tagesablaufs, Auflistung der Lebenshaltungskosten, des Einkommens und so fort (18, 22, 01.05.53, 29, 10.06.53).

– Abschwächen des Fremden durch Wendung in Vertrautes:

»Von den Amerikanern, die wir kennenlernen, haben gut 60% oder 70% irgendwo in ihrer Abstammung deutsche Ahnen, meistens ist schon unter den vier Großeltern wenigstens einer deutsch gewesen. ... Was wir also immer als typisch amerikanisch bewundern oder kritisieren, ist demnach in Wirklichkeit immer ein Stück eines jenen deutschen Wesens, an dem einmal die Welt genesen sollte« (96, Jan. 1955).

– Relativieren:

Unsicherheiten, Enttäuschungen, Heimweh werden relativiert:

»Wir haben uns Mühe gegeben, unsere Berichte so objektiv wie möglich zu fassen ... und vor allem den Eindruck zu vermeiden, daß wir hier in das sorglose Dasein des unbegrenzten Reichtums ... geraten sind« (66, 06.02.54).

»Ich sehe diese Dinge schwärzer, als sie sind. In Wirklichkeit ist es doch auch zu Hause in einem staatlichen oder kommunalen Betrieb so ähnlich ...« (74, 06.02.54).

– Festhalten am Vorher:

Der Leserkreis der Briefe soll möglichst vollständig erhalten bleiben zur Sicherung der eigenen Kontinuität: Die Antwortbriefe sollen fortsetzen, was der Abschied aus Deutschland endlich einmal wieder offenbarte: T. tut was Besonderes. Aber ebenso wie die Neue Welt in ihm nichts Besonderes sieht, scheint auch die ›Alte‹ von seinen Erlebnissen und Schreib-Leistungen wenig beeindruckt. Darum übt T. Druck aus. Es wird genau Buch geführt:

»... wir haben bisher nur von 38% unserer Abnehmer eine Antwort erhalten ...« (18, 01.05.53).

»Eigentlich wollten wir allen, die uns bisher nicht geantwortet haben, diesmal nur einen Zettel schicken mit der Bemerkung, daß sie von der Liste gestrichen sind...« (10.06.53).

– Gewichtung: Deutsches und Amerikanisches

In der Beurteilung der unterschiedlichen Entwicklung der beiden Kinder (Tochter 12 Jahre, Sohn 8 Jahre bei Auswanderung) durch T. erhält seine Einstellung zu Deutschem und Amerikanischem eine

behandelbare Form. Die Tochter ist tüchtig, gewissenhaft und ehrgeizig, sie distanziert sich von der amerikanischen Oberflächlichkeit, Unkultur und Verdummung, sie verkörpert das Positive, Vertraute, Deutsche, während der Sohn zunehmend ›amerikanisiert‹. Seine Entwicklung beunruhigt; er verkörpert das, was T. am Amerikanischen ablehnt – sich treiben lassen, TV-Konsum, das ›Weiche‹, Nicht-Technische –, was nicht in sein Bild paßt. So unternimmt er auch immer wieder Versuche, den Sohn in seine technischen Basteleien mit einzubeziehen.

### **Dritte Version<sup>4</sup>**

Eine bestimmte Form bzw. Gestalt wird kultiviert: Ca. 10 Jahre nach der Einwanderung findet T. schließlich seine berufliche Nische, in der er wieder etwas Besonderes ist. Auch zu Hause und in der Nachbarschaft ist er der Könnner, der alles reparieren kann. Folgende Aussagen, Themen und Techniken verweisen auf diese Version:

»Da ich im Project Office an einer Stelle sitze, wo die Fäden zwischen Auftrag und Ausführung zusammenlaufen, habe ich gelernt ..., den Kunden (die Air Force) zufrieden zu stellen und die Konstrukteure bei Laune zu halten.« (271, Juli '63).

»Da ich meine sehr unkonventionelle Art zu verhandeln, beibehalten habe, genieße ich eine Sonderstellung und habe mir eine gewisse Anerkennung auf beiden Seiten erworben. Sozusagen im Nebenberuf bin ich auch langsam noch eine Ein-Mann-Feuerwehr geworden. Wenn irgendwo was nicht klappt, ... holt man mich ..., weil ich in den sieben Jahren nahezu alle Kanäle der Firma kennengelernt habe und eine Nase dafür habe, wo etwas verbockt werden kann« (271f, Juli '63).

T. ist wieder der Könnner, der er einmal war. Er bringt bodenlose Probleme wieder auf den Boden des Machbaren, und auch die Familie steht auf festem Grund und kann sich sehen lassen. »Wir sind überhaupt nichts Besonderes. Wir sind gehobener Mittelstand ...« (Dez. '61).

T.'s Frau – beliebt, tüchtig und attraktiv – ist das Zentrum der Familie. So schreibt der Autor anlässlich ihres 50. Geburtstages:

»Die 50-jährige Großmutter ist in Wirklichkeit sprudelnde Jugend, elastisch, sportlich, voll Schabernack, von ihren Kindern



bewundert, von anderen Frauen beneidet und manchmal gefürchtet; für die Männer aus unserem Bekanntenkreis ist sie das unerreichbare Ideal eines Lebenskameraden; für mich ist sie der unerschöpfliche Quell von Kraft und Lebensfreude ...« (271, Juli '63).

Die Tochter: »Ihr Endziel nach 4 Jahren Studium ist ein ›General Major‹, ein Abschluß, der etwa einem Studienassessor entspricht. ... Das stellt eine abgeschlossene akademische Ausbildung dar, mit der sie überall Arbeit finden kann, wenn sie will, als Wissenschaftlicher Mitarbeiter, in Forschung, Industrie oder Labor« (258, Dez. '61).

Der Sohn trübt jedoch das positive Bild; doch Nichtpassendes wird relativiert: »Wenn H. für unsere Begriffe schon reichlich amerikanisiert ist, so fällt er unter Seinesgleichen doch immer wieder durch Pflichtbewußtsein und Spuren von Disziplin und Respekt vor Erwachsenen auf. Alle drei Begriffe existieren in der amerikanischen Kindererziehung nicht« (165, Okt. '57).

»Was er an der Universität (Architektur) lernt, ist mir nicht ganz klar. Viel Zeichnen und Kunst, auf jeden Fall. ... Aber nichts, wie man eine Treppe baut ... Mich besorgt das ein wenig ...« (271f, Juli '63).

Doch im letzten Teil des Werkes sieht er auch die Entwicklung des Sohnes positiv: H. wird ein erfolgreicher Fernsehproduzent, der sogar die Budgets unterschreitet, was nach T. eine besondere Leistung ist.

– Hervorheben gemeinsamer Merkmale der ›Alten und Neuen Welt‹.  
Hierdurch wird das Fremde ›ent-fremdet‹:

»Woanders ist es keineswegs besser, und wenn bei uns die Zukunft schlechter wird, dann wird sie das woanders automatisch *auch*« (305, Juli '66).

Einerseits werden Unterschiede, die die neue Heimat negativ belasten könnten, abgewehrt. Das heißt, Reisen nach Deutschland verlaufen wegen der Kürze amerikanischer Berufsurlaube (14 Tage i.A.) in der Regel hektisch. Ein umfangreiches Programm wird bis ins Detail geplant und entsprechend und ohne Rast abgearbeitet. T. hat so nie Zeit, sich die (veränderte) alte Heimat genau anzusehen (Hyperkinese als Abwehr gegen das Aufbrechen der Dritten Version). Ein genaues Hinsehen, ein ›Verweilen‹, sich Zeitlassen, könnte unter Umständen zu der schmerzhaften Erkenntnis führen, daß die inzwischen veränderte alte Heimat die bessere Alternative gewesen wäre.

Andererseits wird das einzige Positivum im neuen Lebensraum, mit dem der alte nicht auch nur annähernd konkurrieren kann und können wird, immer wieder besonders hervorgehoben, wie im folgenden:

»Der Gedanke, daß das Klima von den Politikern noch nicht geändert werden kann, verschönert den Ausblick auf den Lebensabend doch sehr, und die Sonne verwurzelt uns mit unserer neuen Heimat noch mehr. Eigentlich ist sie nach 21 Jahren ›unsere alte Heimat geworden« (352, Jan. '75).

#### **Vierte Version<sup>5</sup>**

T.'s Werk dokumentiert ein erfolgreiches ›Sich Einrichten‹ in der dritten Version der Gestaltbildung, ein Auflösen von vertrauten Gestalten durch genaues Hinsehen wird nicht zugelassen. Da es hier um die Analyse des vorliegenden Werkes geht, bleibt die Frage offen, ob vielleicht die bis heute folgenden Rundbriefe einen Übergang in die vierte Version dokumentieren.

#### **Diskussion**

In der sich anschließenden Diskussion gab es zahlreiche Wortmeldungen:

Neben Fragen zur Person des Briefautors (Wie alt war der Mann zum Zeitpunkt der Auswanderung? Kann man sich in diesem Alter überhaupt noch an einen neuen Kulturkreis anpassen?) und zu seinem Lesepublikum (Wurden die Briefadressaten zu diesen Rundbriefen interviewt? Sind ihm die Freunde in der Heimat nur quasi als Selbstbespiegelungsaspekt wichtig?) wurde auch die vorläufige Hypothese des ›Sich-Einrichtens in der 3. Version‹ dahingehend diskutiert, ob es nicht bereits als 4. Version zu verstehen ist, wenn es dem Autor gelingt, wieder eine bestimmte, lebbare Form zu finden, die seinem früheren Bild entspricht.

Dies wurde mit der Begründung verneint, daß ein Wiederherstellen vertrauter ›Zustände‹ (Gestalten) nach Salber nicht der 4. Version entspricht, denn in dieser 4. Version geht es ja gerade um das Auflösen von vertrauten Gestalten, um das Zulassen eines Aufbrechens von Paradoxem, das in den vorhergehenden Konstruktionen sichtbar wird.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Wegen des begrenzten Raumes dieses Beitrags kann nur ein Bruchteil von dem wiedergegeben werden, was als Beleg für die jeweilige Version zur Verfügung steht. Das gesamte Material wird zur Zeit im Rahmen eines Projektes am Institut für Psychologie und empirische Pädagogik der Universität der Bundeswehr München ausgewertet.
- <sup>2</sup> Gestaltlogik: Hier geht es um die vertrauten Gestalten des Umgangs mit Alltag. Die Psycho-Logik des bisherigen Daseins wird belebt und materialisiert zur Sicherung und Abwehr gegen ›Anderes‹ (Vereinheitlichung).
- <sup>3</sup> Gestalttransformation: Der Übergang von der vereinheitlichten Gestaltlogik in die zweite Version von Gestaltbildung erfolgt dort, wo das Ambivalente verschiedener Auslegungsmöglichkeiten in eine stabile Richtung übergeht, die das Geschehen auf Kategorien hin transformiert. Polarisierung und Extremisierung. Die Gestalt wird dadurch klarer, aber auch gespannter.
- <sup>4</sup> Gestaltkonstruktion: Ein Übergang in die dritte Version erfolgt dort, wo die Extreme neue Kombinationsmöglichkeiten herausrücken, die nun zur Entfaltung kommen und sich als konstruierbar erweisen.
- <sup>5</sup> Gestaltparadoxie: Aufbrechen von Paradoxem in den vorhergehenden Konstruktionen. Unlösbarkeiten und Gegensätzliches der Gestalten werden sichtbar. Geheimnisvolles wird banal, Ernstes komisch – Umkehrung der Dinge, Ironie, Verkehrtwerden der Geschichten. Hier stellen sich Wendepunkte heraus, die die Gestalten auflösen, indem sie diese in ganz andere umdrehen.

## Literatur

- Ennenbach, W. (Hg) (1990): »Tassos Rundbriefe« 1952-1987 von Tasso Proppe. München
- Salber, W. (1988): Kleine Werbung für das Paradox. Köln.
- Sartre, J.P. (1977): Der Idiot der Familie. Gustave Flaubert, 1821-1857. Band 1, Hamburg